

**HEYNE <**

#### DAS BUCH

Deutschland im ausgehenden 16. Jahrhundert: Immer noch steht Europa im Zeichen des finsternen Mittelalters. Aus der Gegend um Köln dringt beunruhigende Kunde. In Bedburg wird ein gewisser Peter Stumpf, genannt Stubbe-Peter, angeklagt, an die 70 Menschen ermordet zu haben. Der Advokat Paulus Melchior soll zusammen mit einem fanatischen Inquisitor den Prozess leiten. Ihm zur Seite steht sein Adlatus Wilhelm, der sich dem illustren Zug gen Bedburg anschließt und in das faszinierende Panorama einer Welt eintritt, wie wir sie nicht mehr kennen ...

#### DER AUTOR

Neil Mackay ist preisgekrönter Journalist, Sachbuchautor und Filmemacher. Sein Dokumentarfilm *The War of Truth* wurde für den BAFTA Award nominiert. Da in England und Schottland mittelalterliche Prozessakten schon im Mittelalter sorgsam archiviert wurden, ist Mackay auf den historischen Fall des Peter Stumpf gestoßen. Dies war die Geburtsstunde für seinen Debütroman *Des Menschen Furcht*.

NEIL MACKAY

DES  
MENSCHEN  
FURCHT

Historischer Roman

Aus dem Englischen  
von Irene Eisenhut

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE WOLF TRIAL erschien 2016  
bei Freight Books, Glasgow



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 11/2016  
Copyright © 2016 by Neil Mackay  
Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Printed in Germany  
Redaktion: Heiko Arntz  
Umschlaggestaltung: © DAS ILLUSTRAT, München,  
unter Verwendung eines Motivs von Cristian Baitg / iStockphoto  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN: 978-3-453-43875-0

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Für meine geliebten kleinen Werwölfe  
Niamh und Caitie*

## VORBEMERKUNG

*Die Prozesse um den Massenmörder Peter Stumpf sowie andere historisch verbrieftete Ereignisse dienten dem Autor lediglich als Inspiration für seinen Roman. Nichts davon ist als buchstabengetreue Wiedergabe geschichtlicher Vorkommnisse zu verstehen. Insbesondere die abweichende Datierung der Werwolf-Prozesse steht im Dienste der Handlung und hat zusammen mit anderen Fiktionalisierungen den Zweck, diesen Roman zum Spiegel nicht nur der damaligen, sondern auch unserer heutigen Zeit zu machen; einer Zeit, in der religiöse Intoleranz und die Stellung der Frau noch immer brennende Themen sind. Sämtliche Figuren – selbst jene, die historische Vorbilder haben – sind frei erfunden.*

**Neil Mackay**

## PROLOG

Das ehrliche und bekennende Zeugnis  
von William Loos, bekannt als der deutsche  
Lehrmeister von Glasgow

Meine Geschichte ist schon so alt, weil ich so alt bin. Und deshalb kommt es mir vor, als erinnerte ich mich an eine Figur, die irgendein anderer Schriftsteller vor langer Zeit in einer Erzählung erfunden hat und in der ich meine bescheidene Rolle gespielt habe. Ich bin nicht mehr der Mann, der ich damals in Bedburg war. Eigentlich war ich da noch ein Junge. Doch so wie Theseus' weit gereistes Schiff – dessen Mast ersetzt, dessen Ruder ausgetauscht, dessen Gallionsfigur ausgewechselt und dessen Planken erneuert wurden –, ist nichts mehr von mir übrig aus dieser damaligen Zeit. Aus dem Jungen ist ein alter Mann geworden, was traurig ist, denn ich war in meiner Jugend von schöner Gestalt. Doch ich spreche nicht nur von meinem Erscheinungsbild. Selbst der Boden, auf dem ich gehe, die Sprache, die ich spreche, und die Menschen, mit denen ich lebe, sind anders. Vielleicht existiert noch etwas vom dem damaligen Geist, denn Geschichte ändert sich eigentlich nicht – eine These, die meine Schüler nur schwer hätten nachvollziehen können, wäre ich noch jung genug, um zu lehren, oder würde ich in einem Zeitalter leben, in dem statt Schmeiche-

leien und Manieriertheiten die Lehre und das Wort noch etwas zählten. Doch auch ich kann mich nicht davon freisprechen, in jungen Jahren Törichtes getan zu haben, und liefere damit einmal mehr den Beweis, dass sich nichts ändert. Meine Lehrer hielten mich für oberflächlich und selbstgefällig, was ich – wie ich zu meiner Schande gestehen muss – wohl durchaus auch war.

Meine Heimat, oder eher gesagt, das Land, in dem ich seit nunmehr über sechzig Jahren lebe, ist das kalte, felsige Schottland. Es war damals der Ort, der so weit wie möglich von den Wurzeln meiner Jugend entfernt lag, wo ich hatte hinreisen können. Ich hätte genauso gut nach Moskowien oder in den Maghreb fliehen können, doch unter den Rus oder den Muselmännern zu leben, konnte ich mir nicht vorstellen. Die Briten sind ein raues Volk, aber gerade noch zu ertragen, und ich fand ihre Sprache angenehm, da sie meiner Muttersprache Deutsch so ähnlich war. Die Rus sprechen die Sprache des Waldes und der Steppe, die Araber die Sprache der Wüste. Englisch und Deutsch sind Sprachen der Felder, Wälder und der kleinen Städte Europas. In unseren Adern fließt seit Menschengedenken das gleiche Blut.

Was meine lieben, toten Eltern im Himmel denken, wenn sie hinab auf ihren einzigen, in Schottland lebenden Sohn blicken, daran mag ich gar nicht denken. Meine Mutter wird wohl lachen und meinem Vater erklären, wie falsch er doch mit seiner Vermutung gelegen hat. Der törichte alte Mann war nämlich in meiner Kindheit der felsenfesten Überzeugung gewesen, dass ich den Rest meines Lebens am Rockzipfel meiner Mutter hängen und nie hinaus in die Welt ziehen würde. Wenngleich er mich auch gern in sei-



ner Nähe hatte. Er zeigte mir auf Landkarten im Hinterzimmer seiner Druckerei, wo Britannien und Irland lagen, und erklärte mir, dass die Inseln wie eine langbeinige Hexe aussahen, die einen Säugling wiegte. Dabei roch er nach Druckerschwärze und süßem Essig, der von neuem Papier stammte. Mittlerweile hat es mich in die Hutkrempe der Hexe verschlagen, nach Glasgow. Hier sitze ich nun in meinen Gemächern in der Auld Pedagogy. So nennen die Schotten ihre Hochschule, ein ebenso ungestümes wie liebenswertes Volk. Eine ausgezeichnete Einrichtung, auch wenn das Verständnis für moderne Fächer wie Staatsführung und politische Philosophie unter den Lehrenden nur gering ausgeprägt ist. Die Universität ist hervorragend in Rechtswissenschaften, Sprachen, Mathematik, Rhetorik und Geschichte, sodass ich für das Kollegium gut geeignet war, auch wenn die Mathematik nicht zu meinen Stärken zählt.

Ich darf auch im Ruhestand weiterhin in meinem alten Quartier wohnen. Mit fast achtzig Jahren unterrichte ich nur noch selten, wenn überhaupt. So hat sich der Radius meiner Welt erheblich verkleinert. Heute spaziere ich meistens nur noch die wenigen Hundert Meter von meiner Bleibe in der Rottenrow zur alten Dominican Hall auf der High Street in Blackfriars, um die Vorlesung eines berühmten Gastprofessors zu hören, was allerdings nicht mehr als einmal im Monat vorkommt. Außer Ruhe und Einsamkeit bietet diese Stadt nicht viel. Die restliche Zeit verbringe ich zu Hause. So überkommt mich inzwischen Langeweile, die bekanntlich am Anfang so manchen Lasters steht. Ich habe sämtliche Bücher gelesen, die man lesen sollte, habe alle Fächer studiert, die mich interessierten. Für Frauen oder Leibesertüchtigungen oder Trinkgelage ist mein Kör-

per zu alt. Wenn ich nichts mehr tue, werde ich sterben. Um das zu verhindern, habe ich beschlossen zu schreiben. Und die einzige Geschichte, die ich niederschreiben kann, ist meine eigene, denn ich bin kein Mann mit großer Einbildungskraft. Doch mein Leben ist ein weiter Mantel, der sich aus allerlei Flickern zusammensetzt. Er besteht größtenteils aus robuster englischer Wolle mit gleichförmigen, braunen Karos und wirkt recht unscheinbar. Eine Stelle jedoch, direkt über meinem Herzen, sticht hervor. Da ist das Material durchwoben mit Seidenfäden in den prächtigsten Farben – rot, golden und blau – ein kunstvolles Muster, mit geübten Händen gefertigt von persischen Näherinnen. Das Muster erzählt die Geschichte meines Lebens aus der Zeit mit dem Advokaten Paulus Melchior. Es erzählt von den Ereignissen um den Werwolf-Prozess gegen Peter Stumpf in Bedburg, von dem ich hier wahrheitsgetreu und ehrlich Zeugnis ablegen werde.

Paulus nahm mich als junger Bursche von sechzehn Jahren mit nach Bedburg. Ich war seit vier Jahren sein Schüler und zeichnete mich durch meine guten Leistungen aus. Er kannte meine Tante, die Schwester meiner Mutter, seit sie beide Kinder waren. Meine Tante war zusammen mit Paulus' Familie in Münster gestorben, jedoch nicht Seite an Seite. Sie verloren ihr Leben in den letzten Tagen des Aufstands, als Menschen an jeder Ecke umgebracht wurden. Meine Tante starb auf dem Marktplatz, während Paulus seine Familie auf den Stufen der Druckerei seines Vaters verlor. Paulus nahm sich meiner an und nahm mich in seiner Schule auf, so wie er es mit vielen anderen Jungen gemacht hat. Doch er tat es nicht nur, weil er sich meiner Familie freundschaftlich verbunden fühlte – weil unsere

Väter das gleiche Gewerbe ausgeübt hatten –, sondern weil er erkannte, dass ich wohl einen klugen Verstand haben mochte, für die harte Arbeit, die mir durch mein Herkommen vorherbestimmt gewesen wäre, aber nicht geschaffen war. Paulus kümmerte sich auch um viele verwaiste Mädchen, besorgte ihnen Arbeit oder wenn möglich einen Ehemann am Hof. Im Gegensatz zu heute war es für die ärmere Bevölkerung damals noch leichter, Wohlstand und gesellschaftliches Ansehen zu erlangen. Als sich meine Tätigkeit an der Universität dem Ende neigte, hatte ich schon seit über zwanzig Jahren dort keinen Jungen aus armen Verhältnissen mehr gesehen. Geld und Standesdünkel haben jetzt das Sagen. Und so verkommt der Staat. Denn wo die Menschen nicht hinaufkönnen, da geht es bergab mit dem Staat. Aber ich bin zu alt, um diesen Missstand zu beheben.

Ich halte nichts von der Astrologie, die Glück und Charakter an einem Datum festmacht. Doch was auch immer sich im Universum unter dem Namen Schicksal bewegt, sorgte dafür, dass Paulus in mein Leben trat. Ich weiß, dass jene treibende Kraft weder unser christlicher Gott noch irgendeine andere Gottheit ist, sondern ein mechanischer Teil der Unendlichkeit. Der Beweis, dass mein Leben unweigerlich auf Paulus zusteuerte, liegt in Zahlen begründet, nicht im Aberglauben. Auch wenn ich mir nicht sicher bin, was diese Zahlen bedeuten, bergen sie eine Antwort, genau wie sich alles in der bekannten und unbekanntem Welt durch Zahlen erklären lässt. Ich bin kein Mathematiker, und ganz gewiss bin ich kein Pythagoras, doch des Lesens bin ich mächtig. Und schon Augustinus von Hippo schrieb, dass die Zahlen der Gottheit eine

Universalsprache seien, um den Menschen die Wahrheit zu verkünden. Als Beweis soll folgendes Beispiel dienen: Meine Eltern heirateten am 24. Juni 1535, numerisch ausgedrückt, vierundzwanzig, sechs, fünfzehn und fünfunddreißig. Ihre Trauung fand am Tag des Untergangs von Münster statt, auch wenn sie eine Woche Fußmarsch davon entfernt lebten, in einem kleinen Ort namens Kirchborn in der Nähe vom Rhein. Ihre Hochzeit fand in aller Stille statt, während man Münster in Schutt und Asche legte. An jenem Tag schritt Paulus durch das Stadttor hinaus auf ein blutgetränktes Feld und hinein in ein neues Leben. Auch er wurde von fremden Menschen großgezogen, so wie ich später von ihm. Sein wacher Geist hatte sie auf ihn aufmerksam gemacht. Er erhielt eine gute Erziehung und konnte dadurch neue Wege beschreiten. Zahlen spielen hier ebenfalls eine wichtige Rolle: Er war zwölf, so wie ich damals, als er mich für seine Schule auswählte. Ich wurde am 24. Juni 1547 geboren, genau zwölf Jahre nach dem Untergang von Münster. Der 24. Juni wiederholt sich immer und immer wieder. Numerologisch betrachtet ergibt der 24. Juni eine zwei, eine vier und eine sechs – in Summe wieder die Zahl zwölf. Genau jene Zahl, von der behauptet wird, dass sie magisch sei. Man denke nur an die Anzahl der Stämme Israels und die Monate eines Jahres mit den dazugehörigen Sternbildern. Für das Volk der Hebräer, die sich maßgeblich mit dem Studium der Zahlen und ihrer übersinnlichen Bedeutung auseinandersetzten, stellt die Zahl zwölf Vollkommenheit, Führungskraft und göttliche Ordnung dar. Mein Leben und das von Paulus scheint durch ein Geflecht von Zahlen miteinander verbunden zu sein. Und das Spiel der Zahlen setzt sich fort: Paulus nahm mich am 26. April in

seine Obhut – zwei, sechs, vier, die gleichen Zahlen, nur in einer anderen Reihenfolge.

Die Zahlenkombination trifft allerdings nicht für Bedburg zu, und das halte ich ebenfalls für wichtig. Ich kam im Alter von sechzehn Jahren nach Bedburg. Wir ritten am 8. Juli 1563 in die Stadt, um den Prozess gegen Peter Stumpf zu führen. Diese Zahlen verfügen weder durch Umstellen noch durch Addieren über ein Muster, das sonst noch einmal in meinem Leben wieder vorkommt. Acht, sieben, eins, fünf, fünfzehn, sechs, drei, dreiundsechzig – diese Zahlen sagen mir nichts. So erkenne ich, dass meine Tage in Bedburg eine Zeit der Verirrung und des Verderbens war – eine Zeit, in der mein Leben nicht den Mustern entsprach, die das Schicksal oder das Universum für mich vorgesehen hatten, eine Zeit, die mein Leben aus dem Gleichgewicht zu bringen versuchte. Doch es sollte ihr nicht gelingen.

Knapp ein Jahr später waren die Zahlen wieder da, und mit meinem Leben ging es voran: zwei, sechs und vier. Am 24. Juni des darauffolgenden Jahres hatte ich es nach London geschafft. Ich hatte überlebt. Genau ein Jahr später war ich in Schottland. Doch mittlerweile fürchte ich mich vor dem 24. Juni, denn ich bin der älteste Mensch in Glasgow, auf jeden Fall der älteste hier an der Universität, und ich glaube, dass der 24. Juni auch mein Todestag sein wird, wenngleich ich hoffe, dass ich das Jahr nie werde voraussagen können. Es gibt aber noch einen weiteren Aspekt dieser Zahlen, der mein Herz mit Angst erfüllt. Wenn ich jenes erste Schlüsseldatum berechne, den 24. Juni 1535, den Tag des Untergangs von Münster und den Hochzeitstag meiner Eltern, und das Datum numerologisch summiere, vierundzwanzig, sechs, fünfzehn und fünfunddreißig, dann erhalte

ich die Zahl achtzig. So alt werde ich an meinem nächsten Geburtstag.

Doch meine Geschichte setzt sich nicht mit der Numerologie oder meiner Flucht von Bedburg oder Münster auseinander – wenngleich Münster die Welt veränderte –, sie handelt auch nicht von Paulus, obwohl mein Leben durch ihn eine wichtige Wendung nahm. Meine Geschichte handelt von Peter Stumpf, dem Werwolf von Bedburg, den Sie, geneigter Leser, sollten Sie so alt sein wie ich, vielleicht noch aus den Flugschriften der damaligen Zeit kennen. In einer davon werde ich sogar in einem Nebensatz erwähnt. Die Schrift stammt von einem französischen Drucker aus Paris und trägt den Titel »Der ausführliche Bericht über den deutschen Werwolf, Peter Stumpf, und das Blutbad von Bedburg«. Dort heißt es auf Seite achtundzwanzig: »Im Gefolge des Advokaten und Richters Paulus Melchior, oberstem Gesandten des Fürstbischofs, befanden sich auch der Wachhauptmann Luther Karfreitag, der Gesandte der Kirche Pater Carolus Fromme, seine rechte Hand, der Seminarist Aesop Jodel, sowie Wilhelm Lessinger, Student und Sekretär des Paulus Melchior.« Dieser deutsche Student, Wilhelm Lessinger, der nur in dieser einen Flugschrift auf dieser einen Seite in diesem einen Satz vorkommt, wurde noch nie in Verbindung gebracht mit dem deutschen Lehrmeister in Glasgow, William Loos, der hier an seinem Schreibtisch sitzt und sein armseliges Leben zu Papier bringt, um die wenige Zeit zu nutzen, die ihm noch bis zu seinem Tod bleibt.

Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der die wahre Geschichte des Werwolfs Stumpf kennt. Und so schildere ich die Ereignisse in Bedburg sowohl anhand der Vorfälle,

die ich mit eigenen Augen gesehen habe, als auch anhand der durch meinen Lehrmeister Paulus zusammengetragenen Fakten. Als weitere Quellen dienen meine Gespräche mit den Menschen aus dieser Stadt, insbesondere mit Greet – einer jungen Frau, die seitdem einen Platz in meinem Herzen hat und mich jeden Tag begleitet, egal wohin ich gehe, mit Divara, der Tochter des Werwolfs, und mit ihrer Mutter, die mit dem Wolf verheiratet war. Schließlich noch mit der kleinen Rosa, die mir wie ein verirrter Nachtfalter erschien. Diese Geschichte handelt vornehmlich von Männern, doch ich widme sie den Frauen und Mädchen, die darin vorkommen. Wie man unschwer erkennen wird, schneiden sie besser ab. Männer sind laut und poltern herum, doch Frauen singen, und dann klingt es klar und rein. Das, was ich über diese Geschichte weiß, stammt jedoch hauptsächlich aus den Gesprächen, die ich mit Stumpf selbst geführt habe. Ich war nicht sein Wärter oder gar sein Freund, sondern beobachtete ihn nur in den Tagen vor dem Prozess, trotzdem lernte ich den Werwolf kennen beziehungsweise das sonderbare Wesen, das dort in jenem doppelt gesicherten Käfig saß und zu mir sprach.





## ERSTES KAPITEL

Die Geschichte beginnt mit dem Advokaten  
Paulus, der den Prozess gegen den Werwolf  
Peter Stumpf leitete, was schließlich  
zum Blutbad von Bedburg führte

Schon lange bevor wir uns auf den Weg in die Stadt Bedburg machten, hatte ich von dem Werwolf gehört. Alle hatten von ihm gehört. Es war bereits vor sieben Jahren eine Truppe von Wachen nach Bedburg geschickt worden, um diese Kreatur zu fangen und zu töten. Doch nach zwei Wochen erfolgloser Suche zogen sie wieder ab.

Der Wolf jagte in den Wäldern in der Umgebung von Bedburg. Viele Menschen galten als vermisst, etwa zwölf waren auf den Wiesen und Feldern gefunden worden, angeblich halb verspeist und in Stücke gerissen. Persönlich kannte ich niemanden, der schon einmal dort gewesen war. Die Stadt war klein, sie galt als ruhig – bis vor sieben Jahren eine Kreatur dort ihr Unwesen zu treiben begann, Kinder stahl und Menschen im Mondschein fraß, wie laut den Legenden Werwölfe zu tun pflegen. In dem Land, in dem ich jetzt lebe, sind Werwölfe unbekannt. Hier gibt es auch Geschöpfe, die ihre Gestalt verändern, Fische, die sich in weibliche Wesen verwandeln. Doch nichts kommt einem Werwolf gleich, einem Menschen mit Wolfsblut in den Adern, der unter dem Fluch

des Teufels steht und in der Nacht andere Menschen tötet und sie frisst. Angeblich sollen besondere Hilfsmittel nötig sein, um diese Kreaturen zu töten, Silber in einer Klinge oder Kugel, ein bestimmter Zauber, der vor diesen Wesen schützt, doch das sind Ammenmärchen. Wir hatten uns vor der Abreise kundig gemacht und Schriften der Rechts- und Glaubenslehre gelesen, wir wollten keinem Aberglauben aufsitzen, sondern uns auf Fakten stützen. Als Paulus und ich uns schließlich auf den Weg machten, wusste ich, dass ein Werwolf nur auf eine einzige Weise getötet werden konnte. Und die unterschied sich durch nichts, einen Mann, einen Stier, ein Pferd oder einen Leoparden zu töten: entweder durch einen gezielten Schuss ins Herz oder in den Kopf oder durch eine gut platzierte Stichwunde oder durch Anzünden, Ertrinken, Erhängen oder Enthaupten. All das würde einen Werwolf umbringen, so wie jedes andere Lebewesen auch, denn genau das ist ein Werwolf, ein Lebewesen – auch wenn er nicht so einfach zu fangen ist wie ein Mensch, ein Leopard, ein Stier oder ein Pferd. Was daran liegt, dass ein Werwolf nicht nur den Körper eines Wolfs mitsamt dessen Kraft, Stärke und Wildheit besitzt, sondern auch den Verstand und die Gerissenheit eines Menschen. Er vereint in sich sämtliche Eigenschaften des Teufels.

Als wir uns auf den Weg nach Bedburg machten, wussten wir lediglich, dass der Wolf gefangen und sich wieder in einen Menschen zurückverwandelt hatte. So hatte die Nachricht aus Bedburg gelautet, die sowohl den Hof als auch das Gericht hatten aufhören lassen. In Geschichten über Werwölfe sollen sich Erwachsene oder – selbst das soll vorkommen – Kinder nur nach Einbruch der Dunkelheit in

Wölfe verwandeln können, manche behaupten sogar nur bei Vollmond.

Als Paulus den Auftrag erhielt, nach Bedburg zu fahren und ein Gericht einzuberufen, um den Prozess gegen einen Werwolf zu führen, sagte er zu mir, dass ein solches Wesen nicht existiere und wir einen Menschen vor Gericht stellen würden.

»Wie wollen Sie das wissen, Herr?«, fragte ich.

»Weil es solche Kreaturen nicht gibt«, antwortete er.

»Wie können wir wissen, was es alles gibt?«

»Würden Werwölfe existieren, Wilhelm, hätte ich in meinem Leben längst einen gesehen.«

»Nun ja«, entgegnete ich, »England existiert auch, und Sie haben es noch nicht gesehen.« Ich durfte so unverblümt sein, denn Paulus ermutigte mich dazu, mich in der Kunst des Streitgesprächs zu üben. Er hätte mich ordentlich verspottet, wenn ich mich unterwürfig wie ein Diener aufgeführt hätte.

»Das habe ich schon«, stellte er klar. »Ich war einen Monat dort. Such dir ein besseres Beispiel!«

Ich errötete leicht. Alles, was ich in meinem Leben noch nicht erlebt hatte, war Paulus bereits zweimal widerfahren. Ihn in einem Gespräch mit Argumenten zu schlagen, war ein sinnloses Unterfangen – früher oder später musste man nachgeben. Es war, als würde ein Vater seinem Sohn das Ringen beibringen und ihn gehörig in die Zange nehmen, doch ohne ihm dabei das Genick zu brechen.

»Sie haben noch nicht...« Ich hielt inne und überlegte, wie ich ihm eine Falle stellen könnte. »Sie haben meinen besten Freund aus meiner Heimat noch nicht kennengelernt, Diederich.«

»Nein, aber es gibt ihn.«

»Aber Sie haben ihn noch nie gesehen. Woher wollen Sie dann wissen, dass es ihn gibt?«

»Weil du mir von ihm erzählt hast und ich dich für vertrauenswürdig halte. Außerdem erscheint es mir glaubwürdig, dass du einen Freund namens Diederich hast – auch wenn er durch seinen Namen einen ziemlich langweiligen Eindruck auf mich macht.«

»Ist er aber nicht. Abgesehen davon, könnte ich lügen.«

»Sollte dem so sein, dann gibt es ihn nicht.«

»Aha«, sagte ich leise triumphierend.

»Nichts da ›aha‹, Wilhelm. Du hast verloren. Muss ich dich etwa wieder zurück in den Unterricht schicken, damit du die Lehre der Logik begreifst?«

»Aber ...«, wandte ich ein.

»Ein letzter Versuch.«

»Sie sind Gott noch nicht begegnet, aber er existiert.«  
Falle zugeschnappt, dachte ich. Dieses Beispiel hatte ich mir als letzte Waffe zurückbehalten.

»Ist er dir schon einmal begegnet?«, fragte Paulus.

»Nein.«

»Na dann, vielen Dank, Wilhelm. Ich denke, dass unser kleines Gespräch dadurch gerade zu seiner natürlichen Schlussfolgerung gelangt ist.«

»Herr, ich kann nicht glauben, dass Sie gerade gesagt haben, was ich glaube, dass Sie gesagt haben.« Und ich schüttelte den Kopf in vorgetäushtem Entsetzen.

»Was ist das denn für ein wunderlicher Satz, Wilhelm? Du kannst glauben, was immer du möchtest, ich bin nicht dazu da, dir dahingehend Vorschriften zu machen.«

Er saß an seinem Schreibtisch und diktierte mir, was noch

alles zu erledigen war, welche Vorräte und Bücher wir benötigten und wohin sie geschickt werden sollten, bevor wir abreisen würden. Vom Hof der Universität drang Lärm zu uns herauf, sodass Paulus seine Stimme erheben musste. Es war heiß und die Luft zu stickig, um das Fenster zu schließen. Er bat mich, die Namen der übrigen Mitreisenden in einer Liste zu notieren, einen Priester und seinen Burschen, sowie eine kleine Gruppe von Wachen, die uns zugeteilt worden war. Ich musste einen Reiseplan erstellen und mich um die Vollmachten und Passierscheine kümmern. Schließlich erstellte er noch ein Verzeichnis mit Werkzeugen, Folter- und Hinrichtungsinstrumenten, die vom örtlichen Gefängnis zu besorgen waren. Paulus erklärte, dass wir einen zusätzlichen Wagen bräuchten, um die Gerätschaften, einschließlich der Waffen und der Munition, zu transportieren. Neben unseren eigenen Pferden würden sechs Packesel notwendig sein, um die Vorräte über die Berge zu schaffen, wenn die Karren und Wagen nicht mehr weiterkämen.

Als die Nacht hereinbrach, wurde der Lärm auf dem Gelände der Universität noch größer. Eine Schauspieltruppe war in der Stadt. Paulus mahnte mich zur Eile, da er ihren Auftritt nicht verpassen wollte. Ich versuchte noch immer, die Menge des Weins für unsere Reisegruppe zu berechnen.

Paulus hatte beim Erteilen der Anweisungen immer wieder an seinem Glas genippt und war bereits etwas beschwipst, aber nicht betrunken. Der Hof unter dem Fenster seines Zimmers begann sich mit Studenten zu füllen, während die Schauspieler die Bühne aufbauten.

Paulus spähte aus dem Fenster. »Ich wäre zu gern Schauspieler geworden«, sagte er.

Ich fragte ihn, wie er geworden war, was er heute war. Warum er nicht in jungen Jahren weggelaufen sei, um Schauspieler zu werden. Daraufhin erzählte er mir von seiner Kindheit in Münster. Dort herrschte damals Rebellion, es war die Zeit des Jan van Leiden und des Bernd Knipperdolling, der Entsagung von allem Weltlichen und der Gütergemeinschaft.

Er erzählte mir seine Geschichte in mehreren Abschnitten.

An jenem Abend machte er den Anfang, am nächsten Tag, als wir über das flache Land außerhalb der Stadt ritten, setzte er sie fort, wie auch in dem Lager, das wir in den Bergen aufschlugen, und schließlich während unserer Zeit in Bedburg und an unserem letzten Abend in unserer kleinen Gruppe.

Was er erzählte, hätte mir Angst machen müssen. Sie klang anfangs wie die Geschichte eines Ketzers, der nur so tat, als würde er sich zu Christus bekennen, der in Wirklichkeit aber seinem Ketzerglauben treu blieb. Doch so war es nicht. Es war die Geschichte eines Mannes, der sich zu gar nichts bekannte. Paulus Melchior konnte mit der Wahrheit anderer Menschen nichts anfangen, er begegnete jedem Glauben gleichermaßen skeptisch. Münster hatte ihn für sein Leben geprägt und sein Herz und vielleicht auch seine Seele verwundet. Mittlerweile weiß ich und kann beteuern, dass mein Freund Paulus eine Seele hatte. Sie blüht auf, während ich dies hier schreibe.

Eine Sache muss ich noch erwähnen, bevor ich fortfahre und von Bedburg erzähle: Stumpf leugnete bis zum Schluss, dass er ein Werwolf gewesen sei. Er sagte mir, dass

Werwölfe im Mondschein töten und er das nie gemacht habe, weil man dabei beobachtet werden könne. »Stattdessen bin ich allein durch meinen Wald gelaufen, tief hinein, bis in den finstersten Tann«, sagte er in seinem typischen sanften Singsang.

Er habe sich am großen Felsen neben dem Fluss in seinem Wald ausgezogen, die warme Arbeitskleidung dort liegen gelassen und einen Gürtel aus Fell und Haaren angelegt – dann sei er in der dunklen Nacht so lange barfuß und blindlings herumgelaufen, bis seine Beine ganz schwer geworden wären.

Schließlich sei er seinen Lieblingsbaum hinaufgeklettert – eine riesige Eiche, die aus der Mitte des Walds herausragte – bis ganz oben in die Krone. Dort habe er in den Ästen gekauert und zum Mond gestarrt. Die Blätter hätten sich bewegt, als er sein Gebet zu dem großen Mond mit seinem uralten, steinernen Antlitz hinaufschickte. Er verriet mir nicht die Worte seines Gebets. Er sagte mir nur, dass er den Mond um Kraft gebeten hätte. Er sagte, er hätte gespürt, dass der Mond zu seinem Herzen sprach, ihm Kraft gab, um das Leben unter den Menschen zu ertragen und um hinnehmen zu können, dass er nie auf der silbernen Oberfläche des Mondes würde wandeln können. Ich fragte ihn, ob er damit andeuten wolle, dass ihm als Sünder das Antlitz Gottes und seine Liebe für immer verwehrt sein würde. »Nein«, antwortete er. »Es ging mir nicht um Gott, es ging mir nur um den Mond, Wilhelm.«

Stumpf erzählte, dass er beim Beten hinab auf das im Schatten der Steipplinger Berge liegende Bedburg geblickt habe. Irgendwann habe er sich mit einem Arm am Stamm festgehalten und dann in einem langen, harten Strahl in

Richtung der Stadt gepisst. Das warme Wasser sei durch die nächtliche Luft geschossen und habe glitzernde Tropfen auf den Blättern hinterlassen.

Anschließend sei er hinuntergeklettert und zu dem großen Felsen am Fluss zurückgegangen, wo seine Kleider lagen. Auf dem Weg dorthin habe er immer wieder das weiche Haar seines Gürtels gestreichelt. Während der Mond unterging und der Himmel sich rot verfärbte, habe er sich angezogen und wäre zurück nach Hause gewandert. Zu seinem Bett, zu seiner Frau und zu seiner Familie. Zurück zu dem Leben und der Arbeit, die ihn am nächsten Morgen erwartete. Seinen Gürtel, der sicher in seinem Hemd steckte, habe er regelmäßig berührt, weil es ihm Glück brachte. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, komme ich zu dem Schluss, dass der Werwolf nur an eins glaubte, was er selbst aber nicht erkennen konnte – an das Glück.



## ZWEITES KAPITEL

### Eine Komödie und eine Tragödie werden aufgeführt, bevor man nach Bedburg aufbricht

Eine Geschichte wie diejenige, die ich jetzt erzählen werde, sollte eigentlich in einer verschneiten Landschaft beginnen, um die richtige Stimmung wiederzugeben, doch meine Geschichte fängt mitten im Sommer an, im Juli, in brütender Hitze.

Eine Truppe von Schauspielern hielt sich zum Ende des Semesters an der Universität auf und gab am Abend vor unserer Abreise nach Bedburg ihre letzte Vorstellung. Der Hof füllte sich mit Studenten, die ungeduldig herumstanden und warteten. Ich beobachtete sie durch das Fenster von Paulus' Arbeitszimmer, während ich zusammenpackte, was wir während der Reise brauchen würden – Bücher, Geld, Papier, Tinte, Waffen, Kleider, Essen und Getränke. Als ich alles in Kästen und Säcken verstaut hatte, brachte ich diese mit einer der Wachen zum Südtor und kehrte dann wieder zur Universität zurück. Inzwischen herrschte auf dem Hof dichtes Gedränge, da mehr als hundert Studenten gekommen waren, um sich die Vorstellung der Schauspieler anzusehen. Die Bühne bestand aus zwei schweren, miteinander verbundenen hohen Karren, die bereits seit zwei Wochen

mitten auf dem Hof standen, sodass die Aufführung von allen Seiten zu sehen war.

Die Zuschauer standen wie gewöhnlich, nur die Professoren sowie die Schreiber und Sekretäre hatten Sitzplätze, die sich auf einem Podium vor der hinteren Mauer des Hofes befanden, das einen Tag vor Ankunft der Schauspieler errichtet worden war. So hatten sie freie Sicht auf die Bühne. Ich marschierte zum Podium und kletterte die wenigen Stufen hinauf zu den Bänken, die mit Sitzkissen belegt waren. Paulus saß in der Mitte der vordersten von drei Reihen. Er hatte sich vorgebeugt und sprach mit einem Studenten, der unten stand. Er lachte und scherzte mit ihm. Obwohl er nur noch zwei Vorlesungen im Semester hielt, strömten die Jungen noch immer scharenweise zu ihm, um sich seine Gunst zu erwerben. Ich bahnte mir einen Weg zu ihm und wartete, bis er mich bemerkte. Als er aufsaß, sagte ich ihm, dass alles vorbereitet sei und wir nur noch bei Tagesanbruch aufstehen und uns mit dem Rest der Gruppe am Südtor treffen müssten. Er schlug mir auf die Schulter, sagte »guter Junge« und bat den Professor neben sich, ein Stück zu rücken – sein Name war Kluge, wenn ich mich recht erinnere, Professor der Mathematik. Bei der Vorstellung, einem kleinen, mit Tinte beschmierten Studenten Platz machen zu müssen, verzog Kluge angewidert das Gesicht.

Paulus klopfte mir aufs Bein und sagte noch einmal: »Guter Junge. Aber jetzt wollen wir uns die Aufführung ansehen.« Er nahm eine Flasche, die zwischen seinen Füßen gestanden hatte, und bot mir einen Schluck an. »Zum Wohl!«

Die Eröffnungsszene fand bereits im Dunkeln statt, und

man hatte wohlweislich Fackeln und Kerzen angezündet. Ein Schauspieler sprang auf die Bühne. Er machte einen Satz vom Boden auf den Karren und überwand fast eine Höhe von zwei Metern. Die Menge jubelte bereits, als er sich auf den Brettern abrollte, aufstand und sich verbeugte. Er trug das Kostüm eines Narren, das aus lauter bunten Flickern bestand, die an Ellenbogen und Knien zerrissen waren. Doch sein Hut war teuer und aufwändig verziert mit vielen Federn und Blumen. Die Kopfbedeckung erinnerte an die eines alten Landsknechts zur Zeit der Bauernkriege. Seine Stiefel reichten bis zu den Oberschenkeln und sahen sehr teuer aus. Ein einfacher Handwerker würde sehr lange dafür arbeiten müssen, um sie bezahlen zu können.

Der Schauspieler bedankte sich bei den Bürgern, dass sie seine Truppe aufgenommen hatten, und machte sich anschließend auf ihre Kosten lustig. Alle nahmen es mit Humor. Die Männer ließen es sich gefallen, dass sie als Pantoffelhelden, ihre Weiber aber als weithin bekannte Zechschwwestern bezeichnet wurden. Paulus hatte sich für die Schauspieler eingesetzt, sowohl bei der Stadt als auch bei der Universität, was nicht hinderte, dass auch über ihn gespottet wurde. Paulus hatte nur darauf gewartet und grinste in froher Erwartung über das ganze Gesicht.

»Wir müssen natürlich auch unserem Gönner danken, Paulus Melchior«, sagte der Narr zum Publikum. »Dieser Mann ist ein Heiliger, aber doch noch immer ein Gelehrter, deshalb hat er wenig Zeit für Reliquien. Doch ich habe erfahren, dass er zwei besonders kostbare Reliquien mit sich führt. Er bewahrt sie in einem kleinen Sack zwischen seinen Beinen auf. All seine Studenten betteln darum, die heiligen Steine küssen zu dürfen, denn es sind genau

jene Steine, die David in seiner Schleuder benutzt hat, um Goliath zu töten. Doch bisher hat es niemand geschafft, sie zu berühren. Wie wir alle wissen, macht sich Paulus lieber Gedanken um die Bildung des Weibervolks, denn er ist nun mal ein Mann der neuen Zeiten. Deshalb hat er seine Steine bisher auch nur den Lippen der jungen Damen dieser Stadt und ihren Mütter angeboten, in der Hoffnung, dass seine heiligen Relikte ihnen Segen bringen.« Der Narr tollte über die Bühne wie ein lüsterner Priapus. Paulus lachte, klatschte in die Hände und rief: »Mein Herr, Sie können sich glücklich schätzen, nicht die Steine meines Kalibers zu besitzen, denn in der Gesellschaft von Schauspielern, so wie Sie einer sind, hätten sie bestimmt schon längst den Weg in die Hände von anderen Männern gefunden. Wenngleich ich befürchte, dass Sie gegen solche Freiheiten nichts einzuwenden haben.«

In der Art gingen die Späße eine Weile weiter. Namhafte Professoren, Bedienstete der Universität und Studenten scherzten mit dem Schauspieler auf der Bühne, der ihnen schlagfertig Paroli bot. Die Menge lachte immer lauter, auch wenn die Witze weder klüger noch besser wurden. Sie liebten den Narren. Er konnte sagen, was er wollte. Auch dass ihre Mütter Huren und ihre Väter Söhne von Sodom seien, sie hätten nur noch mehr gelacht.

Schließlich rief der Narr die Menge zur Ordnung. Er dankte den Bürgern noch einmal und stellte das erste von zwei Stücken vor, das an diesem Abend aufgeführt werden würde. Es handelte sich um eine mit Streichen, Ohrfeigen und zu Boden stürzenden Akteuren gespickte Komödie mit dem Titel *Theseus im Labyrinth*. Die Handlung setzte ein, kurz nachdem Theseus dem Minotaurus den Kopf

abgeschlagen hatte. Man sieht Theseus, wie er den Irrgarten verlässt. Er rutscht im Blut aus, stürzt und landet kopfüber eben in dem Kopf des Minotaurus. Dem Rest der Welt erscheint er daher wie der Stier – das Ungeheuer, vor dem sich alle fürchten. Theseus findet aus dem Labyrinth heraus. Ariadne ist entsetzt, als sie erkennt, welcher Kreatur, nämlich Minotaurus, sie geholfen hat zu entkommen, und fällt unter brüllendem Gelächter der Menge schreiend von der Bühne. Der befreite Theseus-Minotaurus versetzt den Palast in Angst und Schrecken, obwohl er das gar nicht will. Die Menge lachte am meisten, als die Palastwachen den stierköpfigen Theseus jagten, der nicht richtig sehen und sich dadurch nicht gegen Verfolger wehren konnte, und vor ihnen weglief. Dabei spricht er zu ihnen wie ein wahrer Prinz: »Verstehen Sie doch, meine Herren! Ich bin Theseus, Sohn des Aigeus. Ich bin gekommen, um euch von dem kretischen Stier zu befreien. Ich bin kein Ungeheuer!« Doch die Palastwachen verstanden seinen vornehmen athenischen Akzent nicht, wiedergegeben in einem gestelzten Hochdeutsch, zumal Theseus durch den Kopf des Minotaurus sprach. So glaubten sie, dass er ihnen die Worte »Ich bin ein Ungeheuer« in der Sprache der Stiere zurufen würde.

Das Stück endete eher schwach. Ariadne deckt die Geschehnisse schließlich auf und Theseus wird von dem Kopf des Stiers befreit, während die Gefangenen im Labyrinth die Wachen ablenken. Anschließend segeln die Prinzessin und Theseus zurück nach Athen, um ihre Hochzeit vorzubereiten.

»Ich frage mich, womit die Truppe uns als Nächstes unterhalten wird. Normalerweise folgt etwas Ernstes«, sagte Paulus.

»Vielleicht führen sie Theseus' Tragödie auf«, sagte ich.

»Das könnte interessant werden«, sagte Paulus und warf mir einen müden Blick zu.

»Ja«, fuhr ich fort. »Es wäre interessant zu sehen, wie die Schauspieler die Stimmung im Publikum umkehren und die Geschichte erzählen, wie Ariadne auf einer Insel ausgesetzt wird und Aigeus stirbt.«

»Ich kenne die Geschichte«, entgegnete mir Paulus leicht lallend. Der Wein zeigte seine Wirkung.

»Eine wahre Katharsis. Auf das Lachen folgt die Trauer.«

»Ich weiß auch, was Katharsis bedeutet, Wilhelm. Keh dein Wissen nicht zu sehr heraus«, ermahnte er mich. Doch ein versöhnliches Lächeln umspielte seine Lippen, sodass ich mir nicht ganz so töricht vorkam. Er bot mir erneut von dem Wein an, und ich nahm einen Schluck.

Zwei von Paulus' jüngeren Studenten spazierten zum Podium, erkundigten sich nach seinem Befinden und fragten ihn nach seiner Meinung zu dem Stück.

»Der Schluss war mir zu apollinisch, ich mag es lieber dionysisch«, antwortete er. »Kann man das so sagen, Wilhelm?«

Ich nickte nur. Wenn ich verspottet wurde, wagte ich nicht zu sprechen.

»Aber war es Kunst, Herr?«, fragte der größere der beiden Jungen – ich glaube, sein Name war Gabriel.

»Es war Unterhaltung, du dummer Kerl«, antwortete Paulus, und er wandte sich zum Dekan der Fakultät, der links neben ihm saß, während ich den Platz rechts von ihm eingenommen hatte, soweit ich mich erinnere. »Oder würden Sie widersprechen, Euer Gnaden?«

Der Dekan, der auch Bischof war, lächelte sauertöpfisch,

als hätte er gerade einen Schluck Essig getrunken. Er war dem Wunsch der Schauspieler, auf dem Gelände der Universität spielen zu dürfen, nämlich erst nachgekommen, nachdem die Freunde, die Paulus am Hof hatte, ihm entsprechend Anweisungen erteilt hatten. Ich kann mich nicht mehr an seinen Namen erinnern, was nicht weiter bedauerlich ist.

Die beiden Studenten warteten. Es waren unterwürfige, ehrgeizige Jungen.

»Und was glaubst du?«, fragte Paulus den anderen Studenten, der etwas kleiner und dicker war, doch ein angenehmeres Auftreten besaß.

»Unterhaltung kann durchaus Kunst sein, oder, Herr?«

»Natürlich«, erwiderte Paulus. »Man kann selbst von einem Bärenkampf etwas über die Welt lernen.«

Paulus bot den Studenten von seinem Wein an.

»Darauf, dass ihr ein schönes Leben habt«, sagte er, tippte mit der Hand auf seinen Mund und erteilte ihnen so die Erlaubnis zu trinken. Sie nahmen einen Schluck und gaben ihm die Flasche wieder zurück. Auch Paulus gönnte sich noch etwas von dem Wein und hielt dann mir die Flasche hin. Ich wischte mir die Lippen ab und trank. Danach bot er dem Dekan den Wein an. »Mein Herr?«

Der Dekan wandte nur verächtlich den Kopf zur Bühne.

»Ich wünsche euch beiden noch einen schönen Abend«, verabschiedete sich Paulus von den Studenten. Plaudernd schlenderten die beiden zurück zur Mitte des Hofes. Sie wirkten wie zwei verliebte Mädchen, die gerade von ihrem Angebeteten, dem jungen adeligen Herrn der Stadt, einen Blumenstrauß geschenkt bekommen hatten. Ich schnitt eine Grimasse. Das nächste Stück handelte von Abraham

und Isaak auf dem Berg. Es war sehr beeindruckend. Ich hatte noch nie zuvor etwas Vergleichbares gesehen. Es waren lediglich zwei Schauspieler auf der Bühne. Die Stimme Gottes, die allerdings nur Abraham und nicht sein Sohn hören konnte, erklang aus den Kulissen. Durch die kleine Besetzung wirkten die Worte noch grausamer und erschütternder auf mich. Ich bemerkte, dass auch Paulus ergriffen war.

»Das scheint alles sehr neu und frisch«, sagte er zu mir, als die Aufführung begann.

Welches Kind kennt nicht die Geschichte vom Stammvater Abraham und dem Bund, den er mit Gott geschlossen hat? Doch sie begann nicht mit Abraham und den Reichtümern, die Gott ihm schenkte, oder mit Sarah, die mit einem Kind gesegnet wurde durch drei von Gott gesandte Engel. Nein, die Geschichte setzte unmittelbar am Fuß des Bergs ein, auf dessen Gipfel Abraham seinen Sohn Isaak, den einzigen Erben, hinbringen soll, um ihn dort auf Geheiß Gottes zu opfern. Die beiden haben sich gerade von ihren Knechten verabschiedet, und Isaak schleppt das Holz für seinen Vater, womit sie den Scheiterhaufen oben auf dem Berg für die Opferung errichten wollen. Isaak fragt seinen Vater, der ein Messer in der Hand hält, was sie Gott opfern werden, da sie keine Ziege dabei haben. Abraham erwidert, dass Gott schon für ein Brandopfer sorgen wird, und schickt seinen Sohn los, ein Ziegenkitz zu suchen. Auf der Bühne ist es still, nichts rührt sich. Dann spricht Gott mit donnerner Stimme zu Abraham, während Isaak am Berghang nach einem Tier sucht. Er schmalzt mit der Zunge und klatscht in die Hände, so wie ein Kind einen Welpen ruft, taub gegenüber der Stimme Gottes, die nur sein Vater hören kann.



Die dröhnende Stimme schien von unter der Bühne zu kommen. »Ich habe dir Nachkommen versprochen, Abraham, so zahlreich wie die Sterne am Himmel. Ich habe deinen Kindern das Land der Keniter, der Kenasiter, der Kadmoniter, der Hetiter, der Perisiter, der Rafaïter, der Amoriter, der Kanaaniter, der Girgaschiter und der Jebusiter versprochen. Ich habe deiner Frau ein Kind geschenkt, als sie unfruchtbar und weit über das Alter hinaus war, Kinder zu gebären. Jetzt gib mir deinen Sohn – deinen einzigen Erben.«

Der Schauspieler, der Abraham spielte, winselte wie ein Hund und weinte bitterlich.

»O mein Herr«, rief er. »Ich liebe dich, aber wenn ich dir meinen Sohn gebe, werde ich keine Nachkommen haben, um ihnen die Welt zu vererben, und mein Stamm stirbt aus.«

»Du wirst Nachkommen haben«, sagte die Stimme Gottes. »Überlass mir Isaaks Leben!«

Paulus stupste mich an und beugte sich flüsternd zu mir. »Klingt wie der Teufel in den Rachetragödien.«

Abraham flehte Gott an, seinen Sohn zu verschonen, doch Gott sprach: »Überlege gut und dann entscheide dich, Abraham!«

Stumm kniete Abraham auf der Bühne. Vor sich schien er eine unendliche Reihe von Nachkommen zu sehen, gleich einem Strom von Sklaven vor einem Pharao, und er, Abraham, wäre dieser Pharao – der König eines Stammes, der bis ans Ende der Welt bestünde, und für die Gründung dieses nie untergehenden Reichs würde sich der Tod eines einzelnen Menschen lohnen, auch wenn es der eigene Sohn war.

Abraham rief zu Gott, dass er ihm gehorchen werde.

Daraufhin sprach Gott genau jene Worte, die mir in dem Moment durch den Kopf gegangen waren. »Du würdest das Leben deines einzigen Sohns opfern für den Ruhm, Vater der Völker zu sein?« Mich durchfuhr ein Schauer. Paulus umfasste seine Knie.

Auch wenn Abraham am liebsten vor Scham gestorben wäre, nickte er. Er ging, das Messer in der Hand, zu seinem Sohn, der am hinteren Rand der Bühne stand und noch immer nach einem Opfertier Ausschau hielt. Dann marschierte Abraham zusammen mit Isaak das letzte Stück des Berghangs hinauf. Die Schauspieler bückten sich und krabbelten über die Bühne, als könnten sie ausrutschen und zu Tode stürzen. Sie lagen flach auf dem Boden, und halfen sich gegenseitig über scharfe Kanten und Felsspalten. Abraham sprach nicht zu Isaak, der noch immer fragte, wo sie so weit oben denn ein Opfertier finden würden. Er beteuerte seinem Vater immer wieder, wie sehr er ihn liebte, und wie stolz er sei, dass er an dieser Opferdarbringung, seiner ersten Opferdarbringung als Knabe überhaupt, teilnehmen dürfte.

Als sie den Gipfel erreichten, hatte Abraham noch immer nicht gesprochen. Stattdessen packte er seinen Sohn und fesselte seine Füße und Hände. »Vater, bist du von Sinnen? Ich bin es doch. Isaak, dein einziger Nachkomme. Ich bin kein Lamm«, schrie der Junge.

Abraham weinte und zerriss seine Kleider. Ich war mir sicher, dass er auf der Bühne vor Kummer sterben würde. Mittlerweile brüllten die Schauspieler mehr, als dass sie sprachen. Das Publikum war entsetzt, folgte jedoch wie gebannt dem Geschehen. Abraham legte Isaak auf den Boden. Abraham kämpfte, als würde er mit seinem eigenen Körper

ringen. Schließlich hob er das Messer und hielt es über den Jungen. In dem Moment, als er zustoßen wollte, rief Gott: »Lege deine Hand nicht an den Knaben, Abraham. Denn jetzt weiß ich, dass du Gott, deinen Herrn fürchtest. Binde deinen Sohn los!«

Isaac lag kreischend auf der Bühne. Seine Schreie waren laut und anhaltend, denn er konnte Gott nicht hören. Er sah nur seinen Vater, der sich mit dem Messer in der Hand über ihn beugte und dabei dem Wind lauschte und nickte. Abraham bewegte sich, um Isaaks Fesseln durchzuschneiden. »Ich liebe dich, Vater. Bring mich nicht um! Ich bin kein Lamm«, flehte der Junge erneut.

Auch Abraham liefen die Tränen über die Wangen. Er befreite seinen Sohn, umarmte ihn, und sie weinten gemeinsam. »Warum, Vater, hast du das getan?« rief der Junge. Abraham blieb lange still. Dann blökte eine Ziege – ich denke, es war eine Schalmei, die von unter der Bühne erklang – und Abraham hob den Kopf von der Schulter seines Sohns.

»Ein Widder, mein Sohn!«, rief er. »Dort! Seine Hörner haben sich im Dickicht verfangen.«

Isaak drehte sich um. »Wo, Vater?«, fragte er.

Abraham erhob sich und nahm seinen Sohn an der Hand.

»Wo, Vater?«, fragte Isaak noch einmal.

Sie standen mittlerweile am Rand der Bühne, wo Abraham auf das Publikum deutete – auf mich, wie mir schien – und sagte: »Dort, mein Sohn.«

»Ja, Vater. Jetzt sehe ich ihn, Vater«, erwiderte Isaak.

Die Aufführung der beiden Stücke hatte nicht mehr als eine Stunde gedauert hatte, doch das Publikum johlte und applaudierte begeistert. Die beiden Schauspieler verbeug-

ten sich, und auch der Mann, der die Stimme Gottes gesprochen hatte, erschien auf der Bühne, um sich zu verneigen und den Beifall in Empfang zu nehmen. Ich merkte, dass mir Tränen über die Wangen rannen, was mir allerdings häufig passiert, wenn ich ergreifende Lieder oder Geschichten höre. Doch auch Paulus' Augen waren feucht. Dem größten Teil des Publikums, das vor dem Podium stand, erging es genauso.

Die Schauspieler verließen die Bühne unter tosendem Beifall.

»Das ist Kunst, mein Freund«, sagte Paulus zu mir und deutete zur Bühne. Die Menge war im Begriff sich aufzulösen, einige verließen den Hof, andere standen noch herum und tranken etwas.

»Ich weiß noch nicht, was ich davon halten soll, Herr«, antwortete ich. »Ich bin noch zu erschüttert.«

»In der Tat«, bemerkte Paulus. »Sehr dionysisch.«

Seine Äußerung ärgerte mich, denn er war einfach zu geisteskrank und konnte schon wieder spötteln. Dabei müsste er doch noch genauso tief ergriffen sein wie ich. Also fragte ich ihn in leicht schnippischem Ton: »Was soll das nach einem Stück wie diesem heißen?«

»Dieses Stück ist keines, in dem die natürliche Ordnung wiederhergestellt wird. Im Gegenteil, es wird versucht, sie zu zerstören.«

»Wie bitte?«, fragte ich. Mich hatten der Kampf und der Wahnsinn in ihren Bann gezogen, und am Schluss war ich froh gewesen, dass kein Blut vergossen worden war. Wie konnte Paulus behaupten, die Ordnung sei nicht wiederhergestellt worden?

Paulus beugte sich zu mir. »Gott war die Nemesis, der

Antagonist«, sagte er leise, sodass ihn niemand hören konnte.

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich. »Ich war am Schluss erleichtert.«

»Weil Gott ein grausamer Folterer war und nur irgendwann aufhörte.«

Ich blickte mich um, da ich befürchtete, es könnte uns jemand hören.

»Gott war schlecht«, fuhr Paulus fort. Vielleicht war es der Alkohol, dachte ich. »Das Gute hat sich gefügt. Das Böse hatte gewonnen. Was soll das anderes sein, als die Zerstörung der Ordnung in einem kleinen Theaterstück, das auf den alten Aristotelischen Einheiten beruht, die ich offen gesagt für völlig überbewertet halte. Gott war der Böse.«

»Seien Sie still, Herr!«, sagte ich und versuchte, ihn mit einer Geste zum Schweigen zu bringen. Ich wollte nicht, dass ihm wegen seiner Äußerungen der Prozess gemacht wurde. Paulus konnte sehr anmaßend sein, wenn er sich anderen gegenüber intellektuell überlegen fühlte.

»Ich habe das Stück nicht geschrieben«, wandte er ein. »Ich trage nur meine Kritik vor. Es ist nicht meine Schuld, wenn der Verfasser und die Schauspieler Ketzer sind.«

»Auch das sollten Sie besser nicht sagen, Herr. Irgendjemand könnte es hören und ihnen schaden.«

»Das wird niemand tun«, entgegnete Paulus. »Ich werde diese hervorragenden Schauspieler in meine Gemächer einladen, wo sie so viel Wein zu trinken bekommen, wie sie wollen. Und du kommst mit, um mich morgen früh um fünf zu wecken, damit wir nach Bedburg aufbrechen. Mir wird es nach einem weinseligen Abend mit diesen Schauspielern bestimmt nicht besonders gutgehen.«

Er stand auf und stapfte vom Podium in Richtung der kleinen Zelte, die die Schauspieler hinter der Bühne aufgestellt hatten. Ich folgte ihm.

»Herr, ich glaube, wir sollten das besser sein lassen.«

»Still, du kleiner Hasenfuß«, entgegnete er. »Wir werden um fünf Uhr aufstehen, und ich werde einen vergnüglichen Abend haben, bevor ich mich zusammen mit einer Truppe engstirniger Priester, dummer Soldaten und dir kleinem Angsthasen in dieses Nest mit dem Werwolf begeben«, fuhr er fort und schubste mich.

»Aber, mein Herr«, rief ich entrüstet.

»Was ist?«, sagte er. »Ist doch nicht so gemeint. Komm schon, Hasenfuß!«

Er schubste mich erneut, ich trottete ihm hinterher. Oben in seinen Gemächern tranken, sangen und unterhielten sich die Schauspieler und Dichter. Paulus führte das große Wort vor all den Aufschneidern und Angebern. Jetzt, wo ich daran zurückdenke, erkenne ich, dass ich nie glücklicher war als an jenem Abend. Stimmengewirr erfüllte den Raum, überall wurde debattiert und gesungen. Noch mehr Stücke wurden aufgeführt, sowohl neue als auch alte, deren Zeilen wir alle kannten und wortwörtlich mitsprechen konnten. Ich trank Wein, bis mich irgendwann ein undurchsichtiger Schleier umfing. Als ich auf dem Boden aufwachte, lag ein Schauspieler neben mir, dessen Bart aussah wie der des Leibhaftigen. Paulus versetzte mir mit der Spitze seines Stiefels einen sanften Tritt in den Hintern. »Los, du Trunkenbold – Zeit, sich ans Ende der Welt zu begeben«, rief er.

## DRITTES KAPITEL

Die Gruppe kehrt im Gasthof in Reissen ein,  
und das seltsame Anmuten der  
ersten Liebe wird erforscht

Wir verließen die Stadt in der Morgendämmerung. Ich ritt zumeist an Paulus' Seite, der mir wieder aus seinem Leben erzählte. Am Abend des ersten Tages schlugen wir unser Lager an einem Fluss auf. Paulus schaffte es, dass der gesamte Trupp einschließlich der Soldaten in kürzester Zeit betrunken war. Am Morgen bereitete ich zusammen mit dem Jungen, der den Priester begleitete, das Frühstück zu, während die Soldaten uns ihre nackten Ärsche zeigten. Sie waren zum Flussufer gegangen, um zu kacken und sich anschließend die Hintern zu waschen. Schließlich sattelten wir wieder auf. Paulus hatte sich Karfreitag angeschlossen, dem Hauptmann der Leibgarde. Sie führten die Truppe an, lachten miteinander und sprachen laut. Karfreitag war ein alter Landsknecht, der stolz seine bunte Schärpe trug, die von der Schulter schräg über seinen Oberkörper verlief bis hinunter zur Hüfte. Ich ritt zusammen mit Fromme, dem Priester, weiter hinten. Er war Professor an derselben Universität wie Paulus. Auch ihm übertrugen das Reich und die Gerichte immer wieder offizielle Aufgaben. Ich hatte ihn immer für einen uninteressanten Men-

schen gehalten. Ich war in seine Vorlesungen gegangen und hatte mich rechtschaffen gelangweilt. Auf der Straße jedoch war er eine weltliche Person wie wir, und er konnte viele Geschichten aus den Gemeinden erzählen, in denen er gedient hatte. Er wusste von allerlei Skandalen zu berichten, mit denen er sich als Beichtvater und Ratgeber hatte herumschlagen müssen. Das Thema Religion brachte er nur selten ins Spiel und machte überhaupt einen sehr abgeschlossenen Eindruck auf mich. Er war überdies der Einzige in der bunt zusammengewürfelten Truppe, der aus vornehmem Hause stammte. Aber er ließ es uns nicht spüren, sondern lachte sogar gutmütig über die zuweilen recht derben Scherze der Soldaten.

Am frühen Abend des zweiten Tages erreichten wir das kleine Städtchen Reissen am Fuß der Steipplinger Berge. Dort mussten wir die Karren und Wagen stehen lassen und unsere Ausrüstung umladen. Ich hatte einen Reiter vorausgeschickt, um uns eine Unterkunft im örtlichen Gasthof zu besorgen, der außerdem bis zu unserer Rückkehr auf die Fuhrwerke aufpassen würde.

Ich hatte abends zuvor in unserem Lager im Wald dem Wein sehr zugesprochen. Als Paulus sagte, dass wir etwas trinken könnten, bevor wir auspacken und für den nächsten Tag umladen würden, spazierte ich als Erster der Gruppe in den Gasthof und bestellte mir ein Bier, denn der Ort war für sein gutes Bier weithin bekannt. Der Wirt hatte es in Flaschen abgefüllt, die in geflochtenen Körben in einem kalten Brunnen auf der Rückseite des Hauses aufbewahrt wurden. Man hatte das Gefühl, eiskaltes Quellwasser zu trinken. Es kitzelte angenehm den Gaumen und lag nicht schwer im Magen. Doch stieg es einem schnell in den Kopf. Mittler-



weile hatten sich meine Reisegefährten zu mir gesellt und folgten meinem Beispiel, als ich ihnen von dem eiskalten Bier erzählte. Wir tranken jeder zwei Krüge, doch dann gebot Paulus uns Einhalt. »Zwei sind genug. Lasst uns zuerst die Arbeit erledigen, bevor wir uns in einer Stunde hier wiedertreffen, um unser drittes, viertes und fünftes Bier zu trinken – wenn ihr rechtzeitig fertig seid. Wer zu spät kommt, versäumt das nächste Getränk. Das ich zahlen werde.«

Daraufhin sprangen wir auf wie ein Stoßtrupp, der den Befehl zum Stürmen erhalten hatte. Ich überwachte das Abladen der Ausrüstung von den Karren und Wagen, sodass alles bereitstand, um am nächsten Morgen neu verladen zu werden. Karfreitag, der Hauptmann, beauftragte seine Männer, die Zelte im Hof des Gasthauses aufzubauen. Die Leibgarde würde draußen schlafen, da es nur Zimmer für Paulus, mich, Fromme und seinen jungen Burschen gab, an dessen Namen ich mich nicht erinnern konnte, weil er so still war. Offensichtlich war er das erste Mal von zu Hause fort und vermisste seine Mutter. Den Soldaten machte es nichts aus, im Freien zu schlafen, sie waren es nicht anders gewohnt. Frommes Bursche bereitete die Zimmer vor, während Paulus den Wirt im Voraus bezahlte. Er unterhielt sich mit ihm über Bedburg und erkundigte sich nach den Ereignissen dort. Der Mann konnte uns nicht viel Neues berichten. Fromme bot unterdessen dem Sohn des Wirts an, ihm mit der Versorgung der Pferde zu helfen, was dieser sehr zu schätzen wusste. Einen Priester, der sich die Hände schmutzig machte, hatte er gewiss noch nicht erlebt.

Wir erledigten unsere Aufgaben zügig und gewissenhaft, sodass wir bei Abenddämmerung wieder in der Schenke



Neil Mackay

### **Des Menschen Furcht**

Historischer Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 544 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-453-43875-0

Heyne

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Das große Epos um den berühmtesten Mörder des Mittelalters

Deutschland im ausgehenden 16. Jahrhundert: Immer noch steht Europa im Zeichen des finsternen Mittelalters. Aus der Gegend um Köln dringt beunruhigende Kunde. In Bedburg wird ein gewisser Peter Stumpf, genannt Stubbe-Peter, angeklagt, an die 70 Menschen ermordet zu haben. Der Advokat Paulus Melchior soll zusammen mit einem fanatischen Inquisitor den Prozess leiten. Ihm zur Seite steht sein Adlatus William, der sich dem illustren Zug gen Bedburg anschließt und in das faszinierende Panorama einer Welt eintritt, wie wir sie nicht mehr kennen

...

 [Der Titel im Katalog](#)